

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 202.

Posen, den 4. September 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Mayell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.
21. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

Der andere hatte sich nicht von der Pritsche gerührt, jetzt aber stand er auf und stellte seinen taumelnden Genossen auf die Füße.

„Es ist besser, wir geben ihm das Geld.“

„Ich werde es ihm heimzahlen —“ murmelte der andere, aber Brown war offenbar das Haupt der Bande und hatte seine Absicht, das Geld herzugeben, aus reiner Höflichkeit seinem Genossen mitgeteilt.

Er nahm eine dicke Brieftasche aus seiner Hüfttasche und zählte die Banknoten hin. Timothy nahm sie auf.

„Dafür werde ich Sie ins Kittchen bringen.“ Chelwyn wischte sich die blutenden Lippen ab. „Sie haben mir das gestohlen — nicht ihm.“

„Sie wollen mir wohl Angst einjagen,“ sagte Timothy nur, riegelte die Tür auf und ging hinaus.

„Ich kriege Sie schon noch zu fassen,“ schrie der totenblasse Mann. Er zitterte vor Wut.

„Die Chance nehme ich an!“ Timothy ging äußerst aufgereizt den Rabinenweg wieder hinauf und traf auf den Zahlmeister, der herunterkam. Dieser Beamte sah ihn noch mißtrauischer an, als vorher. Da man ihm aber von einer Schlägerei nichts ansah, ging der Zahlmeister erleichtert wieder in sein Bureau, und Timothy ging auf Deck, um seine Freude, ans Reling gelehnt, zu genießen. Dort saß er, während das Schiff am Kai anlegte. Auf einmal hörte er seinen Namen rufen und sprang auf.

„Ich wollte Ihnen noch etwas sagen, Timothy, falls ich Sie im Zuge nicht sehen sollte,“ bemerkte Mary, „Frau Kenfrew hat sich entschlossen, nicht nach Bath zu gehen, sondern gleich nach Paris weiterzufahren.“

„Daran tut Frau Kenfrew gut. Ob Bath oder Paris, ich werde immer in der Nähe sein. Ich wäre eben fast zu Ihnen hinuntergekommen, um mir das Fahrgeld nach Bath zu leihen.“

„Timothy,“ fragte sie mit erschrockener Stimme, „haben Sie schon wieder all' das Geld verloren, das Sie in Pynchal gewonnen haben?“

Timothy rieb sich die Nase.

„Ich habe es eigentlich nicht verloren. Ich hatte es nur verborgt, und eben ist es mir zurückgezahlt worden.“

„Frau Kenfrew hält es nicht für richtig, daß Sie auf demselben Dampfer fahren. Sie meint, Sie hätten uns nicht nach Madeira nachfahren dürfen.“

Der Mutwille in Marys Augen strafte ihren ernsten Ton Lügen.

„Ich werde viel mit Ihnen kummern, was Frau Kenfrew denkt,“ rief Timothy. „Sie sind ja mit Ihren Verwandten fast ebenso schlecht daran wie ich.“

„Wie Sie?“ Sie war überrascht. „Haben Sie denn Verwandte?“

„Hundert.“

„Wo sind Sie denn?“

Ihre Freundschaft war in ein Stadium getreten, in dem seine Verwandten sie äußerst interessierten.

„Ich weiß gar nicht, wie sie heißen,“ log Timothy. „Ich nenne sie mit Nummern statt mit Namen — eins, zwei, drei, vier usw. — diesen Augenblick dachte ich gerade an Nummer neunundsiebzig — guten Morgen, Frau Kenfrew.“

Frau Kenfrew war streng und dünn, mit einem gelben Gesicht und einer Hafennase. Sie gehörte zu einer der besten — wenn nicht zu der allerbesten — Familien in Bath, und es war eine unverfälschte Quelle ihres Stolzes, daß sie solche Leute nicht kannte, die andere Leute kannten.

Mary beobachtete die Begegnung mit vor Vergnügen tanzenden Augen.

„Werde ich den Vorzug Ihrer Gesellschaft auch in London haben?“ fragte Frau Kenfrew. Sie machte es sich zur unverlethlichen Pflicht, Mary zu übersehen und hielt tatsächlich die angenehme Vorstellung aufrecht, daß Mary an Bord des Schiffes nicht vorhanden sei.

„Das Vergnügen ist auf meiner Seite,“ entgegnete Timothy. „Ich reise ja gar nicht mit Ihnen nach London.“

Er sagte das in so unschuldigem Ton, daß Frau Kenfrew schon mitten in ihrem nächsten Satz war, ehe sie merkte, daß man die Entgegnung auch beleidigend auffassen könne.

Glücklicherweise trat ein sehr erregt aussehender Steward in diesem Augenblick hinzu und rief Frau Kenfrew fort. Sie zog ihren Schützling dabei mit und verschwand mit einem niederschmetternden Blick auf Timothy.

„Trübsal-Chancen“ Anderson, der sich sehr glücklich fühlte, war einer der ersten an Land und schlenderte am Kai entlang. Die Laufplanke behielt er im Auge, um zu sehen, wenn Mary ausstieg. Unmittelbar über ihm türmte sich das hohe Deck der „Tigilanes“ — eine Tatsache, an die erinnert wurde, als mit einem großen Krach ein schwerer, hölzerner Wasserkübel so dicht neben seinem Kopf niederfiel, daß er seine Schulter streifte. Es war ein sehr großer Kübel und hätte ihm, bei seinem Fall aus solcher Höhe, beträchtlichen körperlichen Schaden zufügen können.

Er sah hinauf.

Die beiden Kartenspieler, mit denen er die kleine Auseinandersetzung gehabt hatte, lehnten über die Reling, hatten die Köpfe in die entgegengesetzte Richtung gewandt und waren im Gespräch vertieft.

„Haha!“ schrie Timothy.

Sie waren scheinbar taub, denn sie setzten ihre Unterhaltung weiter fort. Ein Deckmatrose kam mit einem Packkorb voll Orangen vorbei; eine fiel herunter. Timothy nahm sie auf. Die Aufmerksamkeit der Herren Brown und Chelwyn war immer noch anderweitig in Anspruch genommen. Mit einem kleinen Schwung seines Armes sandte Timothy die Orange auf ihre schnelle, unfehlbare Bahn. Sie traf den rothaarigen Mann direkt an die Wange, platzte — und dieser fuhr mit einem Fluch herum.

„Sie haben Ihren Kibel fallen lassen,“ rief Timothy zuckersüß. „Soll ich ihn Ihnen hinaufwerfen, oder kommen Sie herunter, um ihn zu holen?“

Der Mann sagte etwas Heftiges, aber sein Gefährte zog ihn fort, und Timothy ging, um sich einen Platz zu sichern.

XVII.

Der Zug war sehr besetzt, trotzdem verschaffte er sich einen Eckplatz in einem der Abteile. Es war leer, als er eintrat, aber zu seiner Ueberraschung folgten ihm Brown und Chelwyn auf dem Fuße und verstaute ihre Siebensachen auf drei Sitze, so daß sie, nach Art der erfahrenen Reisenden, für zwei Billetts den reichlichen Platz für drei einnahmen.

Sie beachteten Timothy nicht, solange der Zug noch stand, und er war sehr neugierig, was sie wohl für Absichten hätten. Es war kaum anzunehmen, daß sie nach den Erfahrungen des Vormittags versuchen würden, handgreiflich zu werden, um so weniger, als diese Anschlußzüge an den Hafen polizeilich gut überwacht wurden.

Als sie aus der Riverside Station herausfuhren, beugte sich der glattzüngige Engländer nach vorn.

„Ich hoffe, Herr Anderson, daß Sie vergessen und vergeben.“

„Gewiß. Ich habe ja gar nichts zu vergeben.“

„Mein Freund,“ sagte Herr Brown lächelnd, „ist ein wenig überstürzt, ich meine, ein wenig voreilig.“

„Danke für die Belehrung, ich dachte, es hieße betrügerisch.“

Ein Krampf verzerrte die Züge von Herrn Chelwyn, aber er sagte nichts. Brown dagegen lachte. Er lachte herzlich — aber gemacht.

„Das ist kein schlechter Witz, aber um Ihnen die Wahrheit zu sagen, wir haben Sie falsch eingeschätzt — für einen der unseren. Mein Freund und ich, wir dachten, es würde ein feiner Spaß sein, Sie zu über-tölpeln.“

„Na, und hat's Spaß gemacht?“

„Ja und nein.“ Brown war nicht leicht zu verblüffen. „Wir hatten natürlich die Absicht, Ihnen das Geld zurückzugeben, ehe Sie das Schiff verließen.“

„Natürlich. Ich habe auch niemals etwas anderes erwartet.“

„Aber Sie haben uns den Spaß verdorben.“

„Wenn die Unterhaltung in einer fremden Sprache weitergeführt werden soll, so würde ich einfach sagen „honi soit qui mal y pense.““ Der höfliche Herr Brown lachte wiederum. „Sie haben wohl nichts dagegen, wenn mein Freund und ich ein kleines, ruhiges Spiel machen. Wir wollen uns gegenseitig etwas anschwindeln.“

„Nicht im geringsten, ich habe gar nichts dagegen, Sie zu beobachten; aber wenn Sie versuchen sollten,“ fuhr Timothy heiter fort, „mich darauf aufmerksam zu machen, wie leicht ich hundert Pfund gewinnen könnte durch das Aufnehmen oder Verschwindenlassen einer Karte, wenn Ihr Freund gerade nicht hinsieht — oder wenn Sie versuchen sollten, mir zu zeigen, wie man reich werden kann durch jene Kunststücke, die die Schulkinder auf den Jahrmärkten so gern sehen —, so würde ich mich leider in die peinliche Notwendigkeit versetzt sehen, Sie heftig auf die Hand zu schlagen.“

Danach versickerte die Unterhaltung, bis der Zug durch Brewe gefahren war und sich Rugby näherte. Hier hielt Herr Brown mitten in einer langen, gelehrten Unterhaltung über englische Politik inne, um Timothy seine Zigarettendose anzubieten. Timothy nahm eine Zigarette und steckte sie in die Tasche.

„Das ist eine der besten ägyptischen Marken,“ bemerkte Herr Brown obenhin.

„Für Sie die beste oder für mich?“ fragte Timothy.

„Bah!“ Der rothaarige Chelwyn redete ihn zum ersten Male an. „Wovor haben Sie denn Angst? Sie sind so schön wie eine Kaze! Glauben Sie vielleicht, wir wollen Sie vergiften?“

Herr Brown brachte eine Keßlflosche zum Vorschein

und goß eine Wenigkeit Whisky in den Becher, reichte ihn seinem Gefährten und trank dann selbst. Dann goß er unaufgefordert ein wenig mehr in den Becher und bot ihn Timothy an:

„Wir wollen die Toten begraben!“

„Ich habe gar keine Lust, tot zu sein,“ lächelte Timothy, „ich möchte vielmehr sehr lebendig sein.“

Trohdem nahm er den Becher und roch daran.

„Es hat einen ganz bestimmten Geruch. Sie werden den Sachausdruck dafür wahrscheinlich gar nicht kennen, für Sie wird es ganz einfach ein „Totschläger-Schnaps“ sein.“ Wirklich, er gab den Becher zurück. „Ihr Jungens seid doch blutige Anfänger. Wo habt Ihr das alles her — vom Film?“

Der rothaarige Mann sprang mit einem Anurren halb von seinem Sitz auf.

„Bleiben Sie sitzen,“ befahl Timothy scharf, und mit einem Ruck stieß er die Wagentür auf. Die Männer schrafen zurück beim Anblick des rasend laufenden Gleises, das ihnen die Gewißheit gab, beim Verlassen des Zuges während der Fahrt den Tod zu finden. „Bei dem geringsten Versuch werde ich einen oder auch alle beide auf die Gleise werfen. Wir fahren mit ungefähr sechzig Meilen in der Stunde, und derjenige, der hier herausfliegt, der hat keine Chance mehr. Na, wollen wir anfangen mit der Keilerei?“

„Machen Sie die Tür zu, machen Sie doch die Tür zu,“ bat Herr Brown nervös. „Was für eine blödsinnige Idee, Herr Anderson!“

Timothy zog die Tür wieder zu, und der Mann neigte sich ihm zu.

„Ich werde Ihnen die ganze Sache offen erklären. Wir haben die Fahrt bis zum Kap und wieder die ganze Rückfahrt gemacht, und der einzige Gimpel, den wir trafen, waren Sie. Was wir von Ihnen gewonnen haben, hat gerade unsere Ausgaben gedeckt, und ich schlage Ihnen vor, als Sportsmann und Gentleman, geben Sie uns die Hälfte von dem Zeug zurück.“

„Der Sportsmann in mir bewundert Ihren Mut,“ sagte Timothy freundlich, „aber vermutlich ist es das Stück Gentleman in mir, das auf Ihre interessante Bemerkung ein empörtes „Nein“ erwidert.“

Brown wandte sich an seinen Gefährten.

„Na, da ist nichts zu machen, Len, wir müssen das Geld fahren lassen. Schade,“ sagte er sehnlichst, und sein Gefährte brummte.

So schloß die Unterhaltung für diesmal, und Timothy hörte nichts mehr, bis er in dem düsteren Hof der Guston-Station stand und in ein Auto steigen wollte.

Zu seiner Ueberraschung war es der rothaarige Mann, der sich ihm näherte, und etwas in seiner Haltung hinderte Timothy daran, seine Absicht auszuführen, was er sonst für absolut notwendig erachtet hätte.

„Geben Sie acht, junger Mann,“ warnte er, „passen Sie auf Brown auf, er ist wie wild.“

„Sie sind auch nicht gerade zahm.“

„Achten Sie nicht auf mich.“ Der Mann wurde ein wenig bitter. „Ich bin engagiert zum Dreinschlagen. Ich hätte zweihundert von Ihrem Geld bekommen — und das hat mich so aufgebracht. Brown bezahlt alle meine Ausgaben, gibt mir zehn Pfund in der Woche und eine Provision. Das hört sich komisch an, was, aber es ist wahr.“ Irgendwie wußte Timothy, daß der Mann nicht log.

„Er hat Schluß gemacht mit mir, er sagt, ich bin ein Unglücksrabe. Wissen Sie, was ich für fünfwöchentliche Arbeit bekommen habe? Da, sehen Sie her?“

Er streckte seine Hand aus und zeigte zwei Zehnpfundnoten.

„Brown ist gefährlich,“ wiederholte er. „Darüber geben Sie sich nur keinem Irrtum hin. Ich war nur so wild, weil ich mein Geld verloren habe, aber er ist wütend, weil Sie so frech mit ihm gewesen sind und ihn jedesmal ausgeschmiert haben. Guten Abend!“

(Fortsetzung folgt.)

Kämpfe um das Kind.

Von Irma Casparius.

Das Kind gibt der Ehe die tiefste, heiligste Bindung. Aus dem Lebensbündel zweier Menschen entsprossen, steht es zwischen ihnen mit zitternd einsamigen Gebärden, ein Weg, ein Ziel, eine Kette, die sich um zwei Menschen legt und sie zusammenschließt, seelisch und körperlich, zu Hoffnungen und Sorgen: „Für das Kind!“, „Ehen, die leer und hofflos waren, bekommen Sinn und Wärme, wo Liebe und Güte fehlten, keimen sie aus dem Samen des Kindes, aus dem schwachen Keim, dem erwachenden Seelchen, die betreut, gehegt, gepflegt werden sollen. Wo Liebe schon war, breitet sie ihre Blüten noch herrlicher aus, wird ein Wunder, eine göttliche Offenbarung, eine Erfüllung, die ihren letzten Sinn im Dienen am Kinde erkannte. Majestät Kind! Keine schönspielrische Sanktionstruktion, sondern der Ausdruck selbstloser Mütterlichkeit, tiefster erkannter Lebensquellen, das „In diesem Zeichen wirst du siegen!“ am wolkengeballten, veränderlichen Himmel ringender Ehen.

Wie oft, wo das Unterstehen zwischen zwei Menschen waltet, wo zwei Herzen sich entfremden, sich bekämpfen, sich hassen lernen, wie oft verschließt einem da ein Blick auf das spielende, ahnungslose Kind den Mund, ebr sich eben zu einer Drohung, einem bösen Wort öffnen wollte, wie oft leitet da das Herz, das weit weggeste aus allen Zerstörungen einer unglücklichen Ehe zu neuen, helleren Ufern, langsam und schwer zurück in alte Ketten, in eine Ehe, die nur noch das Kind zusammenhält. „Für das Kind!“ Die Mütter seufzen und tragen weiter die Lasten, der Mann, der eine Fessel zerbrechen möchte, die ihn drückt, beugt sich und sucht zurückzutreten auf alten Wegen, die einst heller waren, bis die Sorge und das Brot oder andere Umstände den Blick trübten, das Herz mürrisch machten und bitter. Vielleicht sinken sich dann zwei Menschen wieder in die Arme. Zurückgefundene an den Händen ihres Kindes.

Wo es aber kein Zurückfinden mehr gibt, nur Trennung, Scheidung, da entbrennt der Kampf um das Kind. Die Mutter will es behalten, sie hat es unter ihrem Herzen getragen und in Schmerzen geboren, es ist ihr zum zweiten Male ans Herz gewachsen, wie sie es nährte und hütete, es ist ihr Kind. Aber auch der Mann sagt: „Es ist mein Kind!“ Es ist sein Fleisch und Blut. Sein Geist. Sein Name. Sein Erbe. Er will einen starken Menschen aus diesem Kinde machen, in dessen Augen er vielleicht noch den Schimmer eines verschwundenen Glückes zu finden meint, das ihm das Leben zerbroch, eine sonnige Jugend, eine geliebte Frau, Zukunftsträume. . . . Wo hier Wille auf Wille prallt und das Herz keinen Weg zum anderen Herzen findet, da bleibt ihnen nur der Weg zum Gesetz übrig, zu kalten Buchstaben, die über das Kind bestimmen.

Kinder aus geschiedenen Ehen! Wem gehören sie? Wer erzieht sie? Wer hat das größere Anrecht am Kinde? Der Mann oder die Frau? Der Vater oder die Mutter? Das sind Fragen, die heute immer öfter zu hören sind, wo das Gespenst der Scheidung über so vielen Ehen düstert. Man muß da zunächst unterscheiden zwischen der elterlichen Gewalt und der unmittelbaren Fürsorge für das Kind. Eine Scheidung berührt die elterliche Gewalt in keiner Weise. Die elterliche Gewalt, die in der Regel dem Vater zusteht, erstreckt sich in diesem Falle auf die Verwaltung des Vermögens des Kindes, auf seine gesetzliche Vertretung. In allen rechtsgeschäftlichen Angelegenheiten wird das Kind vom Vater vertreten. In Fällen aber, wo gegen den Vater auf Unterhalt geklagt werden muß, wird für das Kind ein Pfleger bestellt. Die Mutter ist zur Einleitung des Unterhaltsanspruchs nicht befugt.

Einschneidende Veränderungen bringt eine Ehescheidung dagegen in Fragen der unmittelbaren Fürsorge für das Kind mit sich. Dem für schuldig befundenen Gatten steht die Sorge für das Kind zu. Sind beide Gatten für schuldig erklärt worden, so regelt das Gesetz die Unterhaltspflichten in dem Sinne, daß für einen Sohn unter sechs Jahren und für eine Tochter — hier spielt das Alter keine Rolle — die Mutter, und für einen Sohn im Alter über sechs Jahren der Vater zu sorgen hat. Wie oft glaubt die Mutter, daß zum Beispiel ein Kind, das dem Vater zugesprochen worden ist, bei ihr besser aufgehoben wäre, aber sie kann gegen diese Bestimmung nichts tun, es sei denn, sie könnte tatsächlich nachweisen, daß die Anwendung der gesetzlichen Bestimmungen zum unbedingten Schaden des Kindes sein würde. Dafür genügt aber keine gefühlsmäßige Begründung, sondern eine nachweisliche, zum Beispiel in solchen Fällen, wo der Vater ein Drinker ist und die Pflege des Kindes unter diesen anormalen Verhältnissen leiden würde. Hier kann das Vormundschaftsgericht eine andere Regelung treffen zum Wohle des Kindes.

Welche Rechte hat denn nun noch der für die Fürsorge nicht berechnete Elternteil an dem Kinde? Kann es ein Gesetz geben, das der Mutter verbietet, ihr Kind zu sehen, schon seinen Fortschritten zu überzeugen, es in die Arme zu schließen? Darf der geschiedene Gatte es der Mutter verweigern? Wie könnte man ganz auslösen, was war. Wie könnte die äußere und innere Trennung von einem Menschen auch die seelische Trennung von dem Kinde bedeuten, das diesem Bunde entsprossen ist? In den meisten Fällen dürften diese Fragen wohl der Einsicht der Geschiedenen überlassen bleiben. Es wird sich ein Weg finden, der der Mutter oder dem Vater offen bleibt zum Kinde. Wenn darüber keine Einigung erzielt werden kann, bleibt nur noch der Weg zum Vormundschaftsgericht offen. Das Gesetz gibt

jede dem Elternteil die Beugnis, mit dem Kinde, das dem anderen Gatten ausgesprochen worden ist, persönlich zu verkehren. Welche Grenzen sind diesem persönlichen Verkehr gezogen, in welcher Weise darf er vor sich gehen? Das Gesetz stellt darüber keine ausdrücklichen Normen fest, dem Sinne nach aber gewährt diese Bestimmung dem betreffenden Elternteil die Möglichkeit, sich von den geistigen und körperlichen Fortschritten des Kindes zu überzeugen, sich die Gewißheit zu verschaffen, daß es in guten Händen ist. Ort und Zeit der Zusammenkunft wird von Fall zu Fall zu regeln sein mit Zustimmung des fürsorgeberechtigten Ehegatten, der sie wohl nur in besonderen Fällen verweigern dürfte, vielleicht daß er die Zusammenkunft nur in Gegenwart eines Dritten gestattet.

Es ist nicht selten vorgekommen, daß bei solchen Zusammenkünften sich die Gatten wieder versöhnten, daß sie sich besser verstehen lernten und aus der Distanz wieder eine Harmonie zum anderen herausfanden, die sie dann zusammenführte zu neuer, besserer Gemeinschaft. So ist das Kind wieder der gute Schutengel der Ehe, der Ader, aus dem die Saat der Zukunft aufgehen wird, und den wir darum betreten müssen wie rechte Säule im Frühjahr. Wer sich der Verantwortung bewußt ist, die er seinem Kinde gegenüber hat, wird nicht für die Gründe sorgen, die eine Scheidung herbeiführen und die dem Kinde die Mutter raubt oder den Vater. Sie klagen uns an, still und mit schwachen Armen, mit fragenden Augen, die keine Mutter beschwichtigt, mit Herzensfragen, die kein Vater ihnen tragen hilft: Kinder aus geschiedenen Ehen!

Der Straßenhändler von Florenz.

Von Albert Gaginsh.

„Wo steil die schmale Straße auf den alten Platz fällt — in ihrer bunten drängenden, gedrängten Belebtheit wie ein Wildbach, steht er, der Redefünftler, der Verkaufsfünftler, der gewaltige Prediger über Textilien. Eine kleine Menge Menschen hat einen Halbkreis um ihn gebildet, in dessen breiter Öffnung er einsam ist. Ich beobachte die Gesichter der kleinen Gemeinde, überlegend, welche Wirkung ein solches Schauspiel auf den Straßen unseres Nordens haben würde. . . . Hier zeigt keine Miene Spott, in keinem Winkel des Gesichtes auch nur ein Anflug von Lächeln. Aufmerksamkeit alle die dunklen Augen an seinem Gesicht, verfolgen jeden Ausdruck seiner Beweglichkeit. Fürwahr — wer wollte lachen?

Jetzt duckt er sich zur Erde; mit erregter Hast öffnet er ein neues Paket der auf dem Boden ausgebreiteten Bestände. Siehe! Ein Hemd, ein Macohemd, hält er in den zitternden Händen. Sein Körper fährt langsam in die Höhe — wie getragen von einem Verlenkungsmechanismus, wie irgend ein Jupiter des Theaters. Jetzt etwas wie ein Sprung — die Arme wirft er weit auseinander, — strafft spant sich das Hemd in seinen Händen, beschwörende Worte entgurgeln seinem Munde, noch undeutlich, geheim und schauerlich. Aber jetzt reißt er das Hemd an seine Brust, wie ein Held italienischer Oper die Geliebte — die Arme fahren zusammen, in den Händen wirgt er das Matogewebe. Soll werden seine Worte, die von der Heimat des teuren Stoffes erzählen: Aegypten! Die furchtbare Glut seiner Sommer, die erlösende Frische seiner Nächte bekommen ein leuchtendes Gemälde. Von den heißen Arbeitsstunden, die die Herstellung des Rohstoffes erforderte, berichtet er jetzt mit abschwellender Stimme. Mit stärkerer Vermeldet er von dem Reid anderer Provinzen jenes Landes, anderer Länder wider die unsäglich segnete Art des Landes, von wannen sein Hemd gekommen ist.

Eine lange Pause. Mit unendlich beweglich bittender Gebärde streckt er langsam, ganz langsam, die Hände mit der teuren Ware dem Kreis der Hörer entgegen, wie einer, der sein Herz süß auf seinen Händen hinopfert. Weich verklärt sich sein Gesicht, er teilt mit, daß dieses Wunder zu haben sei, nur 20 Lire koste! . . . Niemand rührt sich. Anlagend läßt er die Hände sinken. Wie unter Qualen geschieht er, daß er es für 18, 16, 15 Lire hergeben wolle, während es doch, wolle er sich und die Welt nicht betrügen, 25 ja 28 ja 30 Lire kosten müsse. Schweigen rings im edlen Kreise. Ueber sein Gesicht zieht etwas wie ein edler Schmerz. Gewaltig hebt er wiederum die Arme, und im wichtigen Rhythmus fahren sie jetzt auf und nieder, auf und nieder, ja jeder tausende Aud flüsternd ein Wort heraus, läßt naheinander die Städte Italiens kraftvoll erstehen: Roma, Napoli, Venezia, Firenze. Ein stärkerer Aud, die Weltstädte des Auslandes werden vor die Hörer gezaubert: und immer fahren die Arme mächtig auf — und nieder — London, Neuhort, Paris, Moskau, Prag, Wien, München, Berlin, in allen diesen Orten und in zwanzig anderen noch — fanatisch verneinende Gebärde in keinem dieser Orte ist je Gelegenheit, dieses Hemd so billig zu erwerben. Das Gedröhl beschreibt seine kreisende Hand, in der das Hemd gleich einer Fahne flattert — nirgend auf der ganzen weiten Erde. Sachte verfluten seine Worte. Mit seinem ganzen Wesen scheint er jetzt auf das Schweigen rings im Raum zu horchen. Seine Augen richtet er starr auf die Hörer, als wolle er sie magisch beeinflussen, da — ich zude zusammen, er hat mich zum Opfer irgend einer dunklen Handlung ausersehen. Zwei Schritte, er gleitet, schwebt über den Boden; er steht dicht vor mir, streckt mir das Hemd entgegen. Wiederrum schwingt er es, es flattert gelb auf mich zu: er drückt es ausgebreitet an meinen

Körper. Ich bin starr. Beschwörend dreht er mich herum, spricht schnell hervorprudelnde Worte, die ich nicht fasse. Endlich stehe ich nach seinen Wünschen, dem Publikum zugewandt. Mit fürstlichem Stolz weist er auf mich, „Seht diese Pracht des Stoffes, sogar an einem Ausländer!“, sagt er. Mehrere der Umstehenden bewegen applaudierend die Hände. . . . Entsetzt entteile ich . . .

Altes Volk der Reiner! Sprach einer deiner großen Redatoren besser, farbiger, eindringlicher, überzeugender von seinen Dingen, den großen Gesetzen, Kriegen, Marc Anton geschickter vom Mord an Julius Cäsar, als dieser eine Prediger des Mafshembes? — Zwei Stunden später führt mich mein Weg wieder über den Platz. Vor einem letzten Paket steht der Prediger. Wuchtig fahren seine Arme auf und nieder — Roma, Napoli, Venezia, Firenze. —

Wenn man schon Mitleid hat . . .

Russische Humoreske von Michael Sotschikow.

Schluß! Basta! Nie wieder will ich den Menschen gegenüber mitleidig sein. Noch gestern bis 6 Uhr abends war ich gut und liebreich und achtete die Menschen. Aber jetzt ist's aus. Gestern abend um 6 Uhr erreichte die Undankbarkeit der Menschen ihren Höhepunkt. Sehen Sie, gestern abend mußte ich die Folgen meiner Nächstenliebe und Güte ausbaden. Das hat man nun davon. Wahrscheinlich werde ich auch noch in nächster Zeit vors Volksgericht kommen.

Schluß! Jetzt bin ich abgehärtet. Nie wieder darf der Nächste auf mich rechnen. Denken Sie sich bloß, gestern ging ich über die Straße.

Ich gehe also gestern über die Straße und sehe eine große Menge Menschen vor einem Tor einen Haufen bilden.

Ich komme näher und sehe dort jemanden liegen. Da muß was vorgefallen sein, denke ich mir. Ich dränge mich in den Haufen und frage die Umstehenden, was vorgefallen sei.

Ein Bürger hat sich ein Bein gebrochen, sagt man mir, und kann nun nicht mehr laufen.

Ich nehme mich sofort der Sache an und erkläre gleichfalls, daß an Gehen nun nicht mehr zu denken sei. Ich stieß sofort das Publikum beiseite und sehe einen armen Burschen ganz blaß auf dem Bürgersteig liegen, in der Hufe ein gebrochenes Bein. Der „Gergensfreund“ stützt sich mühselig auf einen Stein und stammelt: „Entschuldigen Sie, Bürger, es ist sehr glatt. Ich ging und fiel um. Es ist schon traurig! So ein Bein ist eben keine dauerhafte Sache.“

Was sollte ich tun? Ich hatte ein warmes Mitgefühl für alle Notleidenden und natürlich erst recht — wenn so ein Mensch auf der Straße verunglückt.

„Bruder — sage ich — (er ist vielleicht Mitglied eines Vereins) man muß unbedingt etwas unternehmen.“

Ich stoße also die Umstehenden weg und stürze mich in eine Telefonzelle. Ich bestelle den Unfallwagen auf der Rettungswache. Ich sage: „Das Bein eines armen Menschen ist gebrochen, beileben Sie sich!“ Ich nenne die Adresse. —

Bald fährt auch der Wagen vor. In weißen Kitteln steigen vier Ärzte herunter. Sie jagen das Publikum auseinander und legen den Verunglückten auf die Tragbahre.

Was sehe ich nun zu meinem höchsten Entsetzen? Der Mann will gar nicht auf die Tragbahre gelegt werden. Er stößt alle vier Ärzte mit dem gefunden Bein von sich und läßt keinen ran kommen.

„Macht, daß Ihr fortkommt!“, sagt er zu den Ärzten. „Ich werde schon allein gehen, wie ich nach Hause komme.“

Zunächst bin ich sprachlos. Welch eine Verwirrung des Menschenverstandes, sage ich mir.

Plötzlich ruft man nach mir.

„Du, Onkel, hör mal, hast du vielleicht den Unfallwagen bestellt?“

„Natürlich!“ antworte ich.

„Dann hast du auch selbstverständlich die Verantwortung zu tragen. Wie du weißt, sind die revolutionären Gesetze hier außerordentlich streng. Denn du hast in deiner beispiellosen Leichtfertigkeit den Wagen umsonst bestellt. — Der Genosse hat nur ein künstliches Bein gebrochen.“

Die vier Ärzte in den weißen Kitteln funkeln mich durch ihre Brillengläser vernichtend an. Notierten meinen Namen und — fuhren davon.

*

Und so, sehen Sie, wurde mein Herz für alle Zeiten verhärtet. Nie wieder werde ich einem Bruder in Not beistehen. Und was die Nächstenliebe anbelangt — schweigen Sie davon. Wahrscheinlich werde ich doch noch vor das Volksgericht kommen.“

(Aut. Uebersetzung aus dem Russischen.)

Aus aller Welt.

Vom Gift der Tollkirsche. Das Gift der Tollkirsche war schon den Alten bekannt, die es sogar gegen Krebskrankheiten gebrauchten. In die deutsche Heilkunde gelangte es jedoch erst im sechzehnten Jahrhundert durch Konrad Gesner, der das Atropin, wie es heute genannt wird, als schmerzstillendes Mittel verschrieb. Im Volke herrscht oft die Meinung, daß kleine Mengen von Tollkirschengift die machen, weshalb leichtgläubige Bauern mageren Pferden bisweilen getrocknete Tollkirschenstiele unter das Futter mischen, was den Tieren aber natürlich immer nur schadet. Die

für den Arzt sehr wichtige Eigenschaft des Atropins, die Pupille des Auges zu vergrößern, war bereits im achtzehnten Jahrhundert bekannt, und veranlaßte damals schon eitle Frauen, der Schönheit ihrer Augen durch Einträufeln des Giftes nachzuhelfen. Auf dieser Sitte beruht der Name „Belladonna“, unter der das Gift in der Arzneikunde bekannt ist.

Die Beerenwanzen. Beim Einsammeln von Beeren und auch nicht selten beim Verlesen der Beeren in der Küche, wird man von einem widerlichen Geruch angefeßt. Das ist dann ein sicheres Zeichen, daß eine Beerenwanze in nächster Nähe ist, die sich auf einer Stunde festgesetzt hat oder die beim Einsammeln mit in den Behälter gekommen ist. Die Beerenwanze, die, wie andere Wanzenarten, aus ihrer Stinkdrüse einen widerlichen Stoff aussondert, ist ein kleines Insekt von olivenbrauner Farbe, mit schwarz und gelb gefärbten Hinterleibsseiten. Das Insekt zieht sich im Winter in Schlupfwinkel auf den Boden, unter größere Steine, unter Holzküde usw. zurück und bleibt dort so lange, bis im Frühjahr das warme Wetter kommt. Außer von der eigentlichen Beerenwanze, werden die Beerensträucher auch noch von der 10 bis 15 Millimeter großen grünen Stinkwanze besucht.

Gins Haus- und Hofschlange. In manchen Gegenden Südamerikas werden auf bestimmten Farmen Nuchschlangen gehalten, um nach Art der bei uns üblichen Hofhunde Wachdienste zu verrichten. Die Schlange kann zwar nicht Diebesgesindel verbellen, aber ihre Tätigkeit ist doch sehr segensreich, weil sie als Nahrung hauptsächlich die besonders in Brasilien so häufigen Giftschlangen bevorzugt. Die Haus- oder Hofschlange rettet auf diese Weise vielen Menschen das Leben vor ihren giftigen Artgenossen, denen viele Hunderte von Personen alljährlich zum Opfer fallen. Sie trägt den Namen „Mursurana“ und ist bei einer durchschnittlichen Länge von etwas über einen Meter durchaus harmlos. Daß sie flugig ist, zeigt sich an der Art, wie sie eine Giftschlange erledigt. Erst wenn letztere sich aufbäumt, greift sie mit tödlichem Biß zu, nachdem sie sich bis dahin schlafend gestellt hat.

Der Geldschrank mit der Gasbombe. Einem Kaufmann in der Stadt Portland im nordamerikanischen Staate Maine war vor einiger Zeit der Geldschrank völlig ausgeraubt worden. Um vor weiteren Diebereien geschützt zu sein, ließ der Besitzene seinen Geldschrank mit einer Gasbombe verbinden, die sofort ein beizendes Gas ausströmen sollte, wenn sich in der Nacht ein Unbefugter dem Geldschrank nähert. Wie erstaunte aber der Kaufmann, als er jüngst am Morgen sein Bureau betrat und wohl noch die Gasbombe, aber nicht mehr den Geldschrank vorfand. Nach am gleichen Tage wurde dieser etwa zwölf Kilometer von Portland entfernt auf freier Strecke aufgefunden. Natürlich war der Schrank ganzlich ausgeraubt. Die Spitzbuben hatten den Geldschrank mit einem Wagen oder Auto fortgebracht. Die Einbrecher waren sicher mit dem Mechanismus der Gasbombe sehr gut vertraut.

Tinte aus Pilzen. Unter den Pilzen gibt es einen Pilz, aus dem man mit wenig Mühe eine schöne schwarze Tinte bereiten kann. Es ist der Tintenzpilz, auch Tintling genannt, eine bei uns in ungefähr dreißig Arten vorkommende Pilzart (Coprinus), deren Vertreter mit Vorliebe auf etwas unappetitlichen Plätzen wachsen, und deshalb auch oft als „Mistpilze“ bezeichnet werden. Kennlich ist der Tintling in der Natur gewöhnlich schon von weitem, da in seiner unmittelbaren Umgebung der Boden wie mit schwarzer Farbe durchtränkt scheint. Will man nun aus den Pilzen Tinte herstellen, so läßt man, nach der Angabe Neutaus, ein paar Tintlinge in einem Gefäß zerfließen, was in der Regel schnell erfolgt, und gießt sodann der „Tinte“ etwas arabischen Gummi sowie ein paar Tropfen Melissenöl zu. Die Tinte muß öfter geschüttelt werden, soll sich jedoch lange halten.

Fröhliche Ecke.

Auf der durch Regengüsse schlüpfrig gewordenen Straße hatte ein Motorfahrer die Herrschaft über das Steuer verloren und war mit seinem Auto auf den Bürgersteig geraten. Er hatte dabei einen Mann umgerissen, der mit einem blauen Auge davon gekommen war.

Der Automobilist griff in die Tasche und reichte dem Verunglückten fünf Schilling mit den Worten:

„Hier haben Sie vorläufig eine Kleinigkeit. Geben Sie mir, bitte, Ihre Adresse, ich werde Ihnen dann mehr Geld schicken.“

Der überfahrenen Mann erwiderte schwer getränkt:

„Ja, glauben Sie denn, Herr, daß Sie mich auf Abzahlung überfahren können?“

*

Auf dem Marsch. Das Regiment hatte einen langen Marsch hinter sich. Um 3 Uhr nachmittags wird Halt gemacht und die Verpflegung ausgegeben. Binnen zehn Minuten hat jeder Mann seine „Wacht“ empfangen, und einige besonders „einnehmende“ Kameraden „kapitulieren“ sogar noch, das heißt sie holen sich an der Gulaschkanone den „zweiten Zug“.

Da ertönt die Stimme des Kompanieführers: „In fünf Minuten wird abmarschiert!“

Gleich darauf hört man den Rufen: „Will einer noch was?“

Lautlose Stille.

„Kein? — Dann erkläre ich die Kompanie für gesättigt!“